

Unsere Schneider im Kriege.

Der Satz „Kleider machen Leute“ hat, wie alles in diesem Krieg, seine Umwertung erfahren: die Uniform ist es, die gilt; das Zivil kommt weit, weit hinterher. Aber das ist bei-
weil nicht der Grund, warum die Zivilschneider

den Krieg recht empfindlich zu fühlen bekamen. Richtig ist ja, daß die Zivilisten heuer nur recht selten an neue Kleider dachten; viel wichtigere Sorgen verdrängten die um den äußeren Menschen. In vielen Kreisen bradte es außerdem noch die gebotene Sparsamkeit mit sich, daß man in Lagen, wo der Magen so hohe Geldwerte verschlingt, nicht gern zum Schneider ging. Als der Krieg ausbrach, bekamen die Militärschneider sowie die Firmen, die neben Zivilbekleidungen auch Uniformen herstellten, alle Hände voll zu tun; soviel zu tun, daß sie mit dem vielfach infolge Einberufungen reduzierten Personal ihr Auslangen nicht finden konnten. Für die Zivilschneider aber kamen recht böse Tage; die nichteinberufenen jungen Leute standen vor der Musterung und bestellten für den kommenden Winter weder Anzüge noch Winter Röde; nur ergraute Herren, die kein Feldbarau zu erwarten hatten, statteten sich nach Bedarf aus. Als die Musterungen vorbei waren, ging auch der Winter seinem Ende zu, und die teuren Lebensverhältnisse geboten vielen ein sparsames „Fortwurteln“ mit der alten Garderobe. Im Frühjahr aber standen neue Musterungen bevor; das Widerspiel im Schneidergewerbe wiederholte sich; denn nachher war die Zeit für neue Frühjahrsanzüge vorbei, und der Umstand, daß viele Männer heuer nur kurze, oft gar keine Urlaube, in den seltensten Fällen aber Luxusurlaube in elegante Badeorte, in denen es übrigens heuer alles eher denn „fashionabel“ zuzug, antraten, ließ auch die Frage der Ausrüstung für den Sommer völlig in den Hintergrund treten. So haben unsere Schneider ein recht klägliches Jahr hinter sich. Die großen Firmen freilich und auch viele unternehmungslustige kleinere Schneider hatten sich gleich mit Eifer auf die Uniformschneiderei geworfen und überdauerten so die schwerste Zeit recht gut; aber viele Schneider, die niemals zuvor eine Uniform genäht hatten, die zum Teil hätten umlernen und auch Geld in Uniformtuchern hätten investieren müssen, besaßen wenig Wagemut und andererseits recht viel Hoffnung, daß der Krieg doch in zwei, drei Monaten „aus“ sei und die immerhin nicht einfache Umwandlung des Geschäftes nicht mehr dafür stehe. Alle diese Schneider, natürlich zum größten Teil kleine Meister, haben damals den Anschluß verjäumt und sahen sich schon im Frühjahr in äußerst trister Lage; sie mußten sich meist entschließen, Arbeit in großen Schneidereien zu suchen, oft auch als Gehilfen bei großen Firmen, die infolge der Einberufungen Mangel an Arbeitskräften hatten, einzutreten; und sie fuhren dabei nicht einmal schlecht, weil die erhöhten Löhne doch ein auskömmliches Leben gestatteten. Nicht allen aber, die solche Beschäftigung suchten, bot sich auch die Gelegenheit; viele Schneider mußten ihre Gehilfen entlassen und hatten kaum für ihre Person Aufträge genug. Dazu kam, speziell für die kleineren Schneider, noch eine andere Schwierigkeit: sie führten nie viel Stoffe auf Lager, sondern nahmen meist nach Mustertafeln Bestellungen entgegen. Als dann Mangel an Stoffen eintrat und die Preise empor schmolten, waren viele Meister gegenüber den größeren Firmen, die genügend Vorräte besaßen, in empfindlichem Nachteil, weil sie mit einem Male teuer einkaufen mußten. Mit den Preisen für Anzüge und Ueberröde entsprechend hinaufzugehen, ging nicht gut an, da ihnen sonst die Gefahr drohte, ihre Kundschaft an jene Schneiderfirmen zu verlieren, die so ziemlich noch bei den alten Preisen verharren konnten. Die Situation war also recht aussichtslos; erst im August fanden sich wieder „Nicht-geeignete“ als Kunden ein, die aber natürlich nur das Notwendigste bestellten und sich in vielen Fällen mit Ausbesserung, frischer Fütterung usw. ihrer Garderobe begnügten.

Aber auch die größeren Firmen hatten trotz den Privataufträgen auf Uniformen, Militärmäntel und Pelze, die ja nur von wohlhabender Seite erklossen, durchaus keine rosigen Zeiten. Sie hatten vor allem materiell ganz geringen Spielraum, da die meisten Tuchfabriken schon in den ersten Monaten des Krieges eine Regulierung der Konditionen durchführten, indem sie Waren nur gegen Barzahlung ohne Kassafonto lieferten. Eine derartige Maßnahme, wie sie ja auch auf anderen gewerblichen Gebieten bald zur Regel wurde, traf gerade die Schneider sehr empfindlich, die, wie männiglich bekannt, ähnlich den Ärzten, zu jenen „bevorzugten“ Ständen gehören, denen man gern schuldig bleibt. Dazu kamen die vielen ganz plötzlich Einberufenen, die nicht einmal recht in der Lage waren, ihren Verpflichtungen sofort nachzukommen. So hatte das Schneidergewerbe neben den schon geschilderten Schwierigkeiten auch noch die Last großer Außenstände zu tragen. Aber das hat sich, zum Teile wenigstens, vielfach gebessert, indem sehr viele im Felde Stehende nach und nach Abzahlungen leisteten. Eine merkbare Besserung der Lage trat erst vor wenigen Wochen ein. Die lange Dauer des Krieges hat auch hier ihre, wenn man so sagen darf, wohlthätigen Folgen gezeigt. Wir haben uns ja auf allen Gebieten an die stark veränderten Verhältnisse gewöhnt, sind geduldiger und ruhiger geworden und beginnen wieder, dem äußern Menschen mehr Sorgfalt zu schenken. So stellen sich denn jetzt im Herbst wieder nach und nach die Kunden ein, die sich für den kommenden Winter neu ausstatten wollen oder besser: müssen. Schließlich hat ja der Krieg vielen Leuten guten Verdienst gebracht, und wer jetzt noch in Zivil herumgeht, rechnet mehr oder weniger damit, daß er auch weiter in dieser Stille stecken bleibt. Das Geschäft läßt sich daher, wie man schon jetzt feststellen kann, unverhältnismäßig besser an als im vorigen Herbst und auch noch im Frühling. Freilich: Frack oder Smoking bestellt heute niemand. Der kommende Winter wird ja keine Festslichkeiten, keine Bälle und Soireen bringen, die eine offizielle Gesellschaftstafel erfordern würden; auch der Gehrock bleibt ein Kleidungsstück, nach dem keine Kunde verlangt. Aber Salkoanzüge, hie und da auch Jaquetts, die den Gesellschaftsanzug für Theater und Konzerte